

Per Leo

## **Laudatio auf Eva Menasse**

**Jakob-Wassermann-Preis, Fürth 12.03.2023**

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,  
meine Damen und Herren,  
liebe Eva,

meine Lobrede auf Eva Menasse war so gut wie geschrieben, als etwas Unerwartetes geschah. Ausgerechnet die zu Lobende nämlich spielte mir einen Streich, der auf einen Schlag das ganze schöne Lobgebäude zum Einsturz brachte. Und das kam so. Wie immer, wenn mir das Amt des Laudators übertragen wird, hatte ich in der Jurybegründung nach einem Fehler gesucht oder zumindest einem kleinen Mangel, einer Phrase, einem Klischee, einer schlecht sitzenden Metapher, irgendeinem Haken, an dem sich das Lob dann aufhängen ließe. Und er war, so viel sei verraten, auch diesmal schnell gefunden. Bevor ich gleich berichte, wie es weiterging, sei zur Erläuterung dieser vielleicht seltsam anmutenden Methode gesagt, dass ich im Lobredner niemals nur einen Kommentator, sondern immer auch einen Kritiker der Jury gesehen habe – oder anders gesagt: einen Komplizen der Preisträgerin. So ein Literaturpreis bringt ja eine merkwürdige Lastenverschiebung mit sich. Irgendeine Einrichtung, eine Akademie, eine Industriestiftung, eine Stadt, ein Land, ein Freistaat trennt sich von ein bisschen Kleingeld, ein paar Flaschen Sekt, einem Kleintransporter voller Remouladenschnittchen, und schon strahlt sie im Lichte eines bedeutenden Dichternamens. Fürth – da wird man nun nicht mehr nur denken: Das sind doch die mit der Eisenbahn, einerseits natürlich tolle Sache, andererseits die Landschaftszerstörung... die mit dem Kissinger, einerseits natürlich Weltrang, Weißes Haus, andererseits Nixon, Chile und Kambodscha... die mit der Spielvereinigung, einerseits natürlich Wiege deutscher Fußballkultur, andererseits, nun ja... – sondern man wird fortan auch denken: Fürth? Hut ab, das sind doch die mit der Menasse! Nun könnte man es sich natürlich einfach machen und sagen: Wo ist das Problem? Ehre, wem Ehre gebührt! Warum sollen wir eine so herausragende Schriftstellerin denn nicht würdigen? Sollt ihr ja. Ihr sollt dabei nur nicht vergessen, dass so ein Preis, während sich die einen durch ihn

erleichtern und verschönern, einem anderen dann um den Hals hängt, und so schön er dort auch glänzen mag – er hat auch sein Gewicht. Die Gesellschaft, wenn man das preisvergebende Subjekt mal so bezeichnen will, [die Gesellschaft] ist ja kein Arbeitgeber, der hier einer exzellenten Mitarbeiterin mit einem Bonus dankt. Sie auch keine Lehrerin, die einer fleißigen Schülerin eine Sonne neben die Eins klebt. Und erst recht ist sie kein Vater, der nach bestandenem Examen zu seiner Tochter sagt: Mädchen, ich bin stolz auf Dich. Das Verhältnis ist ein so anderes, dass wir zu seiner Erhellung eine historischen Analogie bemühen müssen. Die preisvergebende Gesellschaft – das ist hier der König, der seinem Narren applaudiert. Denn wenn eine Schriftstellerin ihren Preis verdient, und diese hier tut es ohne jeden Zweifel, dann haben ihre Texte der Gesellschaft etwas gezeigt, das sonst unsichtbar geblieben wäre. Und was man dabei zu sehen bekommt, ist nicht immer schmeichelhaft, manchmal tut es sogar weh. Nun wissen die Historiker aber auch, dass zu der Zeit, als die närrische Kleinkunst von den Höfen verschwand, dort plötzlich wieder einer alten Hochkunst Beifall gezollt wurde: der rhetorischen Dichtung. Ja, die Poeten wurden sogar mit Lorbeer gekrönt. Doch weil jede Erhöhung eben auch einen Kniefall vor der krönenden Instanz erfordert, konnte das auf Dauer nicht gut gehen. Eine der letzten je vergebenen Dichterkronen soll Voltaire noch auf der Bühne abgesetzt und dabei gedacht haben: Gott mag Häupter krönen – *mein Kopf bleibt frei!* Wir Schriftsteller der Gegenwart sind nun merkwürdige Erben sowohl des Narrentums als auch der Aufklärung. Wir sind frei genug, die ganze Gesellschaft in unseren Texten zu spiegeln, und so bedeutend, dass sie uns dafür sogar ehrt, aber wir sind zu unfrei, uns ihre Preise zu verbitten. Verstehen Sie mich nicht falsch, aus diesem schwierigen Verhältnis gibt es keinen Ausweg. Wir sind ja Teil der Gesellschaft. Daher gibt es hier auch nichts zu entlarven. Höchstens kann ein Lobredner versuchen, die unvermeidliche Symmetrie zwischen der Vergabe eines Preises und dem Dank für die erwiesene Ehre so zu verwackeln, dass die Beziehung zwischen Dichter und Gesellschaft für einen aufklärerisch-narrenhaften Moment wieder so schief erscheint, wie sie eigentlich sein soll. Und das tut er idealerweise, indem er das Urteil der Jury bekräftigt und es zugleich dementiert.

\*

Es kann nicht im Ernst zwei Meinungen darüber geben, dass der Schlüssel zum Lob Eva Menasses in der Würdigung ihres Humors liegt. Jeder Leser, der seine Sinne noch

beisammen hat, jeder vernünftige Mensch spürt nach spätestens drei Sätzen, dass hier das Herz ihrer Texte schlägt, dass es die Kraft der überraschenden, ja hinterhältigen Pointe, der kontraintuitiven Wendung, der absichtsvoll verrutschten Phrase ist, die den Sog dieser Literatur erzeugt. Und das sah natürlich auch die Jury so. Aber, so fragte ich mich, mein protestantisches Gewissen und in Gedanken auch Sie, liebe Mittelfranken, geschätztes Volk der Fastnacht, was genau ist das denn für ein Humor? Hier ist die Jury um Auskunft nicht verlegen, wenn auch mit leicht geschürztem Munde. Nun ja, so wie in der Tora, wo die Greisin Sara bekanntlich Tränen lacht, als ihr und ihrem Mann Abraham die Geburt eines Kindes verheißen wird, oder wo der Verkünder des göttlichen Gesetzes, wo Moses ein Stotterer ist, ganz so lupenrein jüdisch ist er natürlich nicht, dieser Humor. Bezeichnungen wie »halbjüdisch« wiederum oder gar »vierteljüdisch« sind hierzulande etwas aus der Mode gekommen. Aber was in Deutschland immer geht, das ist eine gelehrte Andeutung. Und so verkündet denn die Jury, Menasses ironische Lakonie zeichne sich durch eine [Zitat] »unverkennbare Nähe zu den Abwehrmechanismen des jüdischen Witzes« aus. Ich las das mit großer Freude. Denn da schien er gefunden, der kleine Juryfehler, der Haken für mein Lob. Wenn ich als lebenslanger Insasse der Erinnerungsrepublik Deutschland und als ausgewiesener Antisemitismusforscher nämlich eines hundert Meter gegen den Wind rieche, dann ist es das ebenso verständliche wie hoffnungslose Bemühen, den Abgrund des Völkermords durch eine wohlwollende Voreingenommenheit für das liebenswerte Wesen der Ermordeten zu überbrücken. Mit einem Wort: Ich witterte Philosemitismus. Wild entschlossen, dem judenfreundlichen Gedankengut den Riegel vorzuschieben, bastelte ich an einer explosiven Pointe. »Jüdisch soll dieser Witz sein?«, hätte ich fragen wollen. Und geantwortet: »Er ist nicht jüdisch, er ist schwarz.« – Aber, keine These ohne Gegenprobe, kann denn nicht auch der jüdische Humor schwarz sein, insbesondere nach Auschwitz und außerhalb von Israel? Was anderes als ein tiefschwarzer jüdischer Gag war es denn z.B., als der Comedian und spätere Rabbi Jackie Mason 1959 im US-Fernsehen prahlte, man habe ihm für einen Auftritt in Deutschland »40.000 Dollar plus Bestattungskosten« angeboten? Natürlich. Aber um zu funktionieren, setzt dieser Witz ja eine stabile jüdische Identität voraus, ein Subjekt, das als Jude »ich« sagt oder von einem »Moishe« erzählt und sich dabei ironisch bespiegelt bzw. selbst verrät. »Wenn einer von uns beiden stirbt, dann wandere ich nach New York aus« – dieses nicht mehr

steigerbare Tempo, bei dem der Witz im Überschall fliegt und erst Sekunden später knallt, ist ja nur möglich, weil bis auf die Pointe alles, wirklich alles – das Schtetl, die Ehe, die Charaktere, das Fernweh – bekannt ist. Und genau das ist bei Menasses Literatur nicht der Fall. Im Gegenteil, der Witz ist für sie ein literarisches Mittel zur Verunsicherung von Verhältnissen, denen wir, weil es auch unsere eigenen sind, viel zu sehr vertrauen. Und selbst da, wo die Erzählung wie im Debütroman *Vienna* um eine jüdische Familie kreist, ist nichts so unklar wie das scheinbar Vertraute. Die Erzählerin nimmt hier alle aufs Korn: Katholiken, Kommunisten, Revoluzzer, Österreicher, Deutsche und andere Nazis, und wenn es sich bei vielen der aufs Korn Genommenen nicht zufällig auch um Juden handelt, dann sind es ja solche, deren Identität gerade nicht stabil, geschweige denn rein ist. Ein rebellischer Sohn, der in seiner »jüdischer Phase« Eltern und Geschwister über die Zugehörigkeitsregeln des Judentums aufklärt, woraufhin sich die verwirrte Familie fragt, was sie denn nun eigentlich seien, Juden oder irgendetwas entsetzlich Namenloses, und was denn nun eigentlich gelte, die Halacha oder die Nürnberger Gesetze; die Tochter eines Überlebenden, die sich für ihren Vater schämt, weil er seine kleinbürgerliche Normalität, inkorrekte Lästereien und Kurt Waldheim schätzt; eine Selbsthilfegruppe junger Menschen, die sich unter dem Namen »Mischlinge 2000« über das gemeinsame Schicksal austauschen, nur ein jüdisches Elternteil zu haben, und zwar dummerweise das väterliche; ein Überlebender des Holocaust, dem der antifaschistische Eifer seines Sohnes so peinlich ist, dass ihn nur die Erinnerung an eine schmerzhaft Zehennagelentfernung davon ablenken kann – was in der kaskadenhaften Aneinanderreihung solcher Szenen vor dem Auge der Leserin entsteht, ist nicht das Kaleidoskop einer Außenseiterperspektive, die sich gebrochen im Ressentiment ihrer Umwelt immer wieder aufs Neue selbst erkennt, sondern das Vexierspiel eines Mikrokosmos, der sich in der Lesezeit Seite für Seite entfaltet, während er in der historischen Zeit an Tiefe gewinnt. Nie sind es Milieus, immer sind es Welten, in denen Menasse eine Familie, eine Stadt, einen Gerichtsprozess zum Dreh- und Angelpunkt unzähliger Bezüge macht. Sie zeichnet keine Porträts – sie erschließt aus überraschenden Motiven ungeordnete Gesellschaften und aus widersprüchlichen Details webt sie komplizierte Charaktere. Darum ist der paradigmatische Ort dieses Humors auch nicht das Schtetl, sondern das Wiener Stadtviertel Döbling, und seine Logik ist nachzulesen nicht bei Dr. Freud, sondern bei Heimito von Doderer. Mit einem

Wort: Die Schwärze dieses Blicks ist weniger an den Abwehrmechanismen des jüdischen Witzes geschult als an der Unbestechlichkeit österreichischer Ironie.

\*

Wie gesagt, meine Rede war praktisch fertig, und sie wäre äußerst lehrreich gewesen. Im Grunde hätten Sie eine kleine Typologie des Witzes in kulturhistorischer Absicht zu hören bekommen, an deren Ende ich zur Ehrenrettung der Fürther Jury sogar bereit gewesen wäre, mit konzilianter Geste die Grenze zwischen dem jüdischen und dem österreichischen Humor abzuschwächen – und zwar nicht, weil sich bekanntlich 1670 eine große Schar Wiener Juden in Fürth niederließ oder weil es in den 1920er Jahren zwei Zentren der kontinentaleuropäischen Fußballkultur gab, nämlich den Ballungsraum Groß-Wien, wo Hans Menasse ein Star war, und den Ballungsraum Nürnberg-Fürth, wo seine Tochter Eva heute zum Star wird – sondern zugunsten einer Theorie des Schmähs aus dem Geiste jenes Ortes, über den es bei Menasse sinngemäß heißt: Ein Jude gehört natürlicherweise ins Kaffeehaus, soll heißen: nicht in die Natur. Begründung, ebenfalls sinngemäß: Man ist ja weder ein Deutscher noch ein Reh. Doch ausgerechnet wer hat mir die Show vermässelt? Sie ahnen es nicht nur, sie wissen es bereits. Keine Geringere als die zu Lobende selbst. Ich weiß gar nicht, ob ich sagen soll: dummerweise oder gottseidank. Jedenfalls stolperte ich im Internet über ein Interview, in dem Eva Menasse sich über ihre eigene Literatur in Formulierungen äußert, die denen der Jurybegründung leider verdächtig nahe kommen. Ihre kühle Ironie, sagt sie da, sei sicher auch [Zitat] »ein Schutzmechanismus«. Denn das »Wegwitzeln der schlimmen Vergangenheit« könne dazu dienen, »an die Wunden nicht zu rühren«. Und aus dieser »zutiefst menschliche[n] Verhaltensweise«, so Menasse, resultiere ja »auch der vielgepriesene jüdische Humor.« Himmel! Was nun? Wer hat denn jetzt recht, der Laudator als Komplize der Preisträgerin? Oder die Preisträgerin als Komplizin der Jury? Aber ist die Frage denn überhaupt eindeutig entscheidbar? Weist Menasse den jüdischen Humor nicht bezeichnenderweise, statt als Teil einer kulturellen Identität, als Ausdruck einer »zutiefst menschlichen« Sehnsucht aus? Und ist nicht genau das, sorry, der Witz am Judentum, dass es universelle Erfahrungen in konkreter Partikularität verkörpert? Sind Jüdischkeit und Menschlichkeit, hier unser Gesetz und unser Gottesbund, dort Weisheit und Witz für alle, nicht immer schon zwei Seiten einer Sache gewesen? Und wird in diesem Sinne nicht sogar darüber gestritten, ob die Shoah eine

Katastrophe allein für das Judentum oder, mit den Worten Hannah Arendts, für »die Menschheit in Gestalt der Juden« war? Die Pointe meiner missglückten Pointe lautet: Wenn Preisträgerin, Laudator und Jury im Medium des Textes ohne Aussicht auf ein Ende über die Natur der zu lobenden Literatur diskutieren, dann sind wir mitten drin in dieser Literatur. Denn in Menasses Texten, den essayistischen wie den literarischen, geraten ja nicht nur die stabilen Identitäten und die vertrauten Perspektiven durcheinander, es brechen auch die Bedeutungen aus den Panzern der großen Wörter aus. »Menschlich«, »jüdisch«, »schwarz«, »österreichisch«, »Abwehrmechanismus« – gilt für diese Begriffe nicht das Gleiche, was Menasse im selben Interview über eine andere Wortgruppe gesagt hat? »Die Wörter Auschwitz oder Konzentrationslager oder Gaskammer«, sagt sie da, »sind Wörter, die uns dicht machen. Deswegen muss man andere Wege, eine andere Sprache finden, um die Leute wieder aufzumachen und ihnen genau dann sozusagen das Messer hineinzustecken, damit sie aufwachen.«

\*

Was bisher nur angedeutet wurde, ist nun ausgesprochen. Der schwere Stoff, an dem Menasses Witz sich bevorzugt abgearbeitet hat, zumindest in dem mir bekannten Teil ihres Werkes, dieser Stoff ist... nun ja, wie benennt man ihn, ohne gleich wieder eines dieser verschließenden Wörter zu verwenden? Vielleicht so: *Die Jahre, die weiß man gar nicht, wo man die heute hinsetzen soll* – mit dieser Formulierung hat ein namenloser Mann des Ruhrgebiets die gemeinte Zeit einmal umschrieben. In all ihrer Ratlosigkeit, ja Unbeholfenheit bezeichnet sie den Geist, in dem Menasse sich diesem Stoff widmet, viel treffender als zeithistorische Etikette wie »Nationalsozialismus« oder »Drittes Reich«. Denn normalerweise, und das heißt: jeden Tag millionenfach, ist ja nichts so sonnenklar eindeutig wie der Ort, an dem diese Jahre sich befinden: nämlich da, wo wir nicht sind. Wir stehen nicht einfach an der Seite der Ukraine, weil es völkerrechtlich geboten und politisch vernünftig ist, sondern – so der Kanzler am Tag der Zeitenwende – weil »wir auf der richtigen Seite der Geschichte« stehen. Oder andersherum: Wir treten nicht für Waffenlieferungen ein, weil es von zwei schlechten Lösungen die weniger schlechte ist, sondern weil – wie es das Pathos des Leitartikels will – »wir nicht zulassen [dürfen], dass unser Land in weniger als 100 Jahren zum dritten Mal auf der falschen Seite der Geschichte steht.« Der Fluss, der zwei Ufer voneinander trennt, ist eine stimmige Metapher für die Geschichte. Aber wie jede Zeit so kann auch die

historische nur erfahren, wer sich *in ihr* befindet. Wer auch immer sich wie auch immer mit der Vergangenheit beschäftigt, der tut es im Fluss der Zeit. Und dieser Fluss ist viel reißender, als es die auf Distanz und Objektivität bedachten Historiker oft wahrhaben wollen. In ihm fragt man sich *heute*, wie es *damals* war und was all das zu bedeuten hat, und schon *morgen* werden diese Frage von *gestern* sein und nicht nur die Vergangenheit ist zur Geschichte geworden, sondern auch all die Geschichten, die plötzlich, obwohl wir sie uns gerade noch erzählt haben, nicht mehr richtig klingen. Menasse ist keine Historikerin, und von keiner Gattung könnten ihre Bücher weiter entfernt sein als vom historischen Roman. Und trotzdem ist die Geschichte bei ihr auf eine Weise lebendig, die das gelehrte Wissen in die Schranken weist und das Vorurteil der Laien Lügen straft. Wer etwas *in* einem Fluss tut, der trudelt, der behauptet sich, der taucht ab und wieder auf, der lässt sich treiben, der schwimmt gegen den Strom, der will weg, der will zurück, mit einem Wort: der lebt. Am Ufer dagegen steht die Zeit still. Wer nach ewiger Wahrheit strebt, der muss gemäß dem Platonischen Gleichnis den reißenden Fluss der Erkenntnis zur anderen Seite hin durchqueren, und wer gestorben ist, dem gibt der Schiffer Charon eben dorthin das Geleit. Es gibt in der Metaphorik des Flusses nur einen Ort, der unbedeutend ist, weil an ihm nichts passiert – und das ist das eigene Ufer. Hier ist man weder ratlos noch weise, weder lebendig noch tot, hier ist man einfach nur normal und weiß Bescheid. Hier, wo alles seine Richtigkeit hat, genießt man die gute Aussicht auf das andere, das falsche Ufer, wo sich im Freiluftzoo der Unvernünftigen und Perversen die Antisemiten und die Nazis, die Holocaustleugner und die AfD-Wähler tummeln. Nichts liegt näher, als sich an diesem ruhigen Ort in der eigenen Wohlgeratenheit zu sonnen, und nichts läge unserer Preisträgerin ferner. Sie ignoriert durchaus nicht den Irrsinn von David Irvings rechtsextremen Thesen, aber was sie fesselt und fesselnd beschreibt, das ist die turbulente Frage, ob Wahrheit und Moral sich im Netz des von ihm angestregten Verleumdungsprozesses wohl verfangen. Sie ignoriert durchaus nicht die traumatischen Erfahrungen, die auch Angehörige ihrer Familie ab 1938 machen mussten, aber was sie fesselt und fesselnd beschreibt, das ist die wirbelnde Frage, wie man mit dem zweifellos eindeutigen Unrecht der Vergangenheit in einer unvermeidlich komplizierten Gegenwart umgeht. Wo allerdings das Unrecht nicht öffentlichkeitswirksam gelehnt oder beschworen, sondern verschwiegen wird, da fesselt uns Menasse auch durch die Lust an der Entlarvung. Anders als in London und

Vienna rast im österreichischen Grenzstädtchen *Dunkelblum* die Vergangenheit nicht in Form unzähliger Pointen, Lügen, Anekdoten und Behauptungen – sie blüht als Geheimnis. Auch das ist oft sehr komisch, nur weniger grell und laut, aber dafür umso böser.

\*

Menasses Perspektive ist nicht die des Überlebens, des Davongekommen- oder Dabeigewesenseins, sondern die des *Nachlebens*. Man kann diesen Unterschied gar nicht stark genug betonen. Denn nur für uns Nachgeborene ist die Zäsur zwischen einer schrecklichen Vergangenheit und der Zeit danach ja eine absolute Grenze. Sie trennt nicht nur die einen, die sich auf hundertfache Weise schuldig machen und auf tausendfache leiden konnten, von den anderen, die statt dieser zahllosen Schattierungen vor allem die grellen Unterschiede von Glück und Leid, von Erlösung und Verdammnis, von Tätern und Opfern sehen wollen. Sie trennt auch die, die für das Erlebte und Getane, wenn überhaupt, nur karge Worte finden, von denen, die das nicht selbst Erlebte und Getane obsessiv beschäftigt, weil es sonst so verstörend unbegreifbar bliebe. Und sie trennt auch jene, die über die nicht vergehende Vergangenheit, wenn sie Glück haben, irgendwann weinen können, von denen, die über die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, wenn sie klug sind, irgendwann lachen müssen. Das Jahr 1945 markiert *für uns* die absolute Zäsur zwischen Rettung und Leid, zwischen Verbrechen und Gerechtigkeit, zwischen Dunkelheit und Licht. Aber für die Zeitgenossen war es genau das nicht. Und das gilt sogar für die Geretteten am dunkelsten Ort, den Menschen sich je ausgedacht haben. Sich die am 27. Januar in Auschwitz-Birkenau Befreiten einfach nur als glückliche Menschen vorzustellen banalisiert einen unzugänglichen Extremzustand zu einem Allerweltsgefühl. Es gibt ein Leid des Überlebens. Primo Levi hat es schonungslos ausgesprochen, nicht für sich, er wusste es ja, sondern für uns, die es nicht glauben können: »Alle erfahren früher oder später in ihrem Leben«, heißt es bei Levi, »daß ein vollkommenes Glück nicht zu verwirklichen ist, doch nur wenige stellen auch die umgekehrte Überlegung an: daß es sich mit dem vollkommenen Unglück gradeso verhält. Die Momente, die sich der Verwirklichung beider Grenzfälle widersetzen, sind gleicher Natur, sie gehen aus unserem Menschsein hervor, das allem Unendlichen abhold ist.« Es gibt in Levis gewaltigem Werk keine einzige Stelle, die zum Lachen reizt. Aber auch bei Menasse ist der Grund des Lachens tief und traurig.

Manchmal muss man sich das Leid durch Witze vom Leib halten. Aber wenn der literarische Humor all seine Möglichkeiten ausschöpft, und an einigen Stellen bei Menasse tut er das, dann zeigt er noch etwas anderes. Das Lachen ist nicht nur ein Balsam auf Wunden, die nicht aufhören wollen zu brennen, manchmal löst es auch die Spannung zwischen einem Leid und der Unmöglichkeit, davon zu berichten. Um das zu zeigen, reicht es aber nicht, einen Witz zu erzählen. Dafür muss der Witz selbst zum Thema werden. Es gibt eine Stelle in *Vienna*, wo genau das geschieht. Sie ist von fast unerträglicher Komik. Als wäre es ein Kommentar zu Primo Levi, erlebt der Onkel der Ich-Erzählerin das Kriegsende nicht als Grenze zwischen Glück und Unglück, sondern als Fortsetzung eines ewigen Dahinvegetierens im subtropischen Schlamm. 1938 als halbwüchsiger Wiener Jude vor den Nazis nach England geflohen, befindet er sich 1945 als englischer Soldat im Kolonialkrieg um Burma, als nach dem Ende der Kampfhandlungen etwas Furchtbares geschieht. Zwei Kameraden des Onkels, einer davon der Sohn seiner englischen Pflegefamilie, kommen nicht durch den Feind, sondern durch sagenhaftes Pech ums Leben. Sie werden von einer aus dem Flugzeug abgeworfenen Proviantkiste mit Dosenpfirsichen erschlagen. Das schreckliche Ereignis hat eine so komische Form, dass es sich – wie der Onkel schmerzlich erfahren muss – nicht mitteilen lässt, ohne das Gegenteil der einzig angemessenen Reaktion hervorzurufen: unwillkürliches Lachen statt gebotenen Mitgefühl. Doch die Szene wird in dem Roman zweimal hintereinander erzählt. Das erste Mal lachen irgendwelche englischen Bekannten über ein Unglück, das als Slapstick daherkommt. Das zweite Mal aber lacht der einzige Mensch, zu dem der Onkel kurz vor seinem Tod im Begriff ist, eine menschliche Nähe zu entwickeln: seine aus Burma stammende Haushälterin. Damit verschiebt sich die Trauer über etwas, das nicht zu ändern ist, die Vergänglichkeit und den Tod, auf etwas, das hier und jetzt stattfinden könnte, nämlich Verständnis und Anteilnahme zwischen zwei Menschen. Aber dafür, dass es anders kommt, trägt niemand die Schuld, beide sind nicht nur gefangen in der je eigenen Sicht, in einem zutiefst moralischen Sinn ist auch ein jeder von ihnen im Recht: Den einen schmerzt der Verlust eines Menschen, der seine Rettung symbolisiert, die andere lacht Karnevalstränen über die Umkehrung von Verhältnissen, unter denen sie selbst gelitten hat. Denn für die Burmesin repräsentieren die Verunglückten eine Kolonialherrschaft, die in ihrem Land furchtbare Verbrechen begangen hat. Und als englischsprachige Frau

weiß sie natürlich, dass »slain by peaches« auch bedeuten kann: von Schamlippen erschlagen. Während der Moment der menschlichen Nähe zur Offenbarung ihrer Unmöglichkeit wird, verschmilzt der Widerspruch von Inhalt und Form zur Einheit des Tragisch-Komischen. Auf der Höhe ihrer Kunst tragen Eva Menasses Witze schwarz.